

## **Horst Schreiber (2010): Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol**

**Innsbruck: Studien Verlag (transblick –  
Sozialwissenschaftliche Reihe, Bd. 6). 404 Seiten, € 19,90**

**Edgar Forster**

„Ich habe so die Wut, so die Wut, so die Wut!“, presst Roswitha Lechner heraus, als sie nach 50 Jahren zum ersten Mal über ihre Erfahrungen im Tiroler Landeserziehungsheim St. Martin in Schwaz erzählt, in dem sie von 1958 bis 1961 mit ihrer Zwillingsschwester gelebt hat. Sie berichtet von Demütigungen, von Strafritualen und Isolierhaft, vom Beten und Arbeiten und davon, wie diese Erfahrungen ihr weiteres Leben bestimmt haben. So wie Roswitha Lechner haben 2010, ermuntert durch Medienberichte über physische, psychische und sexuelle Misshandlungen in kirchlichen Einrichtungen, in kurzer Zeit mehr als 200 Betroffene über ihre Gewalterfahrungen in Heimen des Landes Tirol und der Stadt Innsbruck gesprochen; viele von ihnen zum ersten Mal. Mit 35 ehemaligen „Heimkindern“ hat Horst Schreiber lange Interviews geführt oder sich schriftlich ausgetauscht, und in Berichte von rund 85 Betroffenen konnte er Einsicht nehmen. Diese Zeugnisse über den Heimaltag aus der Sicht der Betroffenen bilden das Herzstück des Buches *Im Namen der Ordnung* von Horst Schreiber. Hinzu kommen Beiträge von mehreren Autorinnen und Autoren über die Funktionsweise von Heimen, Fürsorgeanstalten, der Psychiatrie und der „Behindertenhilfe“ sowie Untersuchungen über die ihnen zugrunde liegenden politischen und gesellschaftlichen Strukturen.

*Im Namen der Ordnung* liefert in zweifacher Hinsicht wertvolle Erkenntnisse: Horst Schreiber rekonstruiert die Geschichte einer totalen Institution, in denen Kindern „im Namen der Ordnung“ unermessliche Gewalt zugefügt wurde. Sie wurden gedemütigt, diszipliniert, aus der Gesellschaft ausgeschlossen und systematisch ihrer Lebenschancen beraubt. Zum anderen lässt sich an der vorliegenden Studie die Wirkweise von kultureller Hegemonie studieren: Wie arbeiten „Staatsapparate“ und ihre RepräsentantInnen zusammen, um eine in ihren Augen stets gefährdete soziale Ordnung aufrechtzuerhalten? Diese beiden Lektüreperspektiven leiten die folgende Darstellung der Forschungsarbeit über „Heimerziehung in Tirol“:

---

© VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012

Prof. Dr. E. Forster (✉)  
Departement Erziehungswissenschaften, Universität Fribourg,  
Rue P.A. de Faucigny 2, 1700 Fribourg, Schweiz  
E-Mail: edgar.forster@unifr.ch

1.) Schreiber analysiert das Funktionieren einer totalen Institution aus der Innenperspektive: aus der Sicht der damals betroffenen Kinder. Ergänzt werden ihre Erinnerungen durch Berichte ehemaliger MitarbeiterInnen, die als junge, ambitionierte PädagogInnen über das Gewaltausmaß schockiert waren und mit ihrer Kritik rasch auf den Widerstand des Systems stießen. Den ersten Zugriff der totalen Institution erleben viele Kinder als Schock. Er markiert einen radikalen Bruch mit ihrem bisherigen Leben: „Das war der größte Schock in meinem Leben. Da kommt ein Gendarmerieauto [. . .], Gendarmen in Uniform, und holt uns drei ab [. . .], ohne Vorwarnung, ohne nichts“ (S. 212). Aber viele der betroffenen Kinder werden nicht aus einer heilen Welt herausgerissen und in den geschlossenen Raum des Heims gesteckt, sondern vielfach haben sie in ihren Herkunftsfamilien Vernachlässigung und Gewalt erfahren. Der radikale Einschnitt besteht für viele Kinder darin, dass sie durch den Staat für diese Gewalterfahrungen verantwortlich und zu MittäterInnen gemacht werden – eine Verantwortung, die ihnen durch neuerliche Demütigungen im Heimalltag inkorporiert wird. Painliche Kontrollen, Disziplinierungen und ein hierarchisches System, das alle Kinder in ein System der wechselseitigen Abhängigkeit und Gewalt zwingt, prägen den Heimalltag. In manchen Heimen werden ihnen zur Strafe die Haare geschoren und sie erhalten Anstaltskleidung. Eigene Habseligkeiten – Goffman bezeichnet sie als notwendige Utensilien der „Identitätsausrüstung“ – werden den Kindern genommen, so dass Hermine Reiniger 40 Jahre nach ihrem Aufenthalt in einem Landeserziehungsheim eingestehen muss: „Ich weiß nicht einmal, wer ich bin“ (S. 202).

Die gewaltsame Einübung von Pflichten und Tugenden entspricht nur äußerlich dem Ideal der bürgerlichen Lebensführung, in der Praxis folgt die „Heimerziehung“ keiner Rationalität, keinem Plan und keinem Ziel. Junge Frauen und Männer werden vielfach ohne materielle Unterstützung und Berufsausbildung aus den „Anstalten“ entlassen. Ihnen fehlen jegliche Zukunftsperspektiven. So erscheint die „sinnlose Härte“ als etwas Unbegreifliches (vgl. das Vorwort von Kannonier-Finster/Ziegler, S. 12), weil der Sadismus noch nicht rationalisiert ist. Mit dem Begriff „Rationalisierung des Sadismus“ beschreibt Katharina Rutschky in ihrem Buch *Schwarze Pädagogik* den Sachverhalt, dass der Rationalismus der Aufklärung von Erzieherinnen die Beherrschung verlangt, ihre Aggressionen nicht am körperlich oder sozial schwächeren Gegenüber zu befriedigen. Körperstrafen wurden damals in ihrem Wert nicht angezweifelt, weil sie wirkungslos oder barbarisch waren, sondern weil sie den strafenden Erzieherinnen Befriedigung verschafften. Die Rationalisierung und Technisierung des Strafens waren Formen, dieses Verlangen zu bändigen und zu tabuisieren. Im Interview mit Hannes Schlosser unterscheidet die Sozialpädagogin und Psychoanalytikerin Margret Aull, die als Tochter des Leiters im Landesjugendheim Kleinvolderberg aufgewachsen ist, im Rückblick sehr präzise zwischen legitimen und illegitimen Strafen, zwischen Erziehern, die ihren Sadismus rationalisiert haben, und jenen, denen Gewaltausübung Befriedigung verschafft hat. Ohne sagen zu können warum, habe sie „klar gewusst, wen ich [von den Erziehern, E. F.] mag und wen nicht“ (S. 352).

Totale Institutionen verändern das Verhalten der Individuen: Sie passen sich ohne innere Überzeugung den Regeln der Heime an, um Möglichkeiten, die sich in den kleinen Universen bieten, zu ergreifen. Manche Kinder verinnerlichen das über sie gefällte amtliche Urteil, sie werden zu perfekten „Insassen“. Andere bewahren eine erstaunliche Widerstandskraft. Aber nicht alle Erfahrungen lassen sich durch die vorhandenen Proto-

kolle abbilden, denn diejenigen Frauen und Männer, die nach über 40 Jahren die Kraft aufbringen, ihre Lebensgeschichten öffentlich zu machen, bilden ein kleines, besonderes Segment der Betroffenen. Sie zeichnen sich durch ein hohes Maß an persönlichem Mut und Widerstandskraft aus. Für viele von ihnen sind Geschwister, die unter den Heimbedingungen zu leiden hatten und früh verstorben sind, ein Antrieb, ihre Geschichte öffentlich zu machen. Horst Schreiber gibt Frauen und Männern Raum, die als Kinder und Jugendliche zum Schweigen gebracht worden sind, und es ist ein Vorzug des Buches, dass er ihr „ganzes“ Leben aufzeichnet und Biografien nicht auf den Ausschnitt im Heim reduziert und das fragwürdige Bild des Heimkindes reproduziert. LeserInnen lernen die Lebensumstände vor der Einweisung in ein Heim und das Leben als Erwachsene kennen: die Entdeckung der Freiheit, neuerliche Stigmatisierungen, der Aufbau einer eigenen – erfolgreichen – Existenz, aber auch lebensgeschichtliche Auswirkungen von Heimerfahrungen.

2.) Die zweite Lektüreperspektive folgt dem Anspruch des Buches, biografische Ansätze mit Institutionenanalysen und historischen Entwicklungen des Fürsorgewesens zu verbinden. Dadurch lässt sich die Wirkweise von kultureller Hegemonie studieren. In Tirol wurde durch das enge Zusammenspiel von konservativer Politik, Behörden und Ämtern, Schule und Kirche sowie Psychiatrie und Wissenschaft ein System gebildet, um gegen Erwachsene und Kinder aus „unteren“ sozialen Schichten vorzugehen, die als ständiger Gefahrenherd für die kleinbürgerlich-katholische Ordnung mit der Familie als deren Nukleus angesehen wurden.

Horst Schreiber spannt in der Minderjährigenfürsorge und Fürsorgeerziehung den historischen Bogen von den Anfängen in der Monarchie über den Austrofaschismus und Nationalsozialismus sowie seinen Nachwirkungen nach 1945 bis zur Heimkritik in den 1970er Jahren. Oliver Seifert beschreibt das Verhältnis von Psychiatrie und Fürsorgeerziehung in Tirol (vgl. S. 263 ff.), und Horst Schreiber stellt anhand zweier Fallgeschichten die Rolle der psychiatrischen Kinderbeobachtungsstation dar und analysiert die wissenschaftlichen Grundlagen, auf denen die Arbeiten von Maria Nowak-Vogl, der Leiterin der Kinderbeobachtungsstation, beruhen. Die Autoren zeigen, wie eine auf pseudowissenschaftlicher Diagnostik aufbauende Kinderpsychiatrie im Zusammenspiel mit den Behörden und Heimen zu einem dichten Institutionennetz verwoben wird, in der die Pathologisierung die Funktion hat, Kinder aus schwachen sozialen Schichten auszusondern und wegzusperren. Von Anfang an bildeten Auswirkungen der Industrialisierung, nämlich soziale Spannungen, die Erosion enger Geschlechtergrenzen und das Auftreten der Arbeiterinnenbewegung den Hintergrund für das zunehmend katholisch-konservative Engagement im Fürsorgebereich (vgl. S. 27).

Die Wissenschaft ist ein Legitimationsapparat, um der „drohenden Gefahr“ (S. 54) zu begegnen. Sie liefert Begriffe und Definitionen, in denen sich der Angriffspunkt und das Ziel der politischen Intervention bündeln. Zum Schlüsselwort wird „Verwahrlosung“. Sie umfasst Verstöße gegen Arbeitsmoral, Besitzverständnis und Sexualnormen einer bürgerlichen Mittelschicht und bietet den Behörden die Möglichkeit, gegen „Unterschichtskinder“ vorzugehen. Verwahrlosung umfasst so unterschiedliche Dinge wie objektive Lebensverhältnisse und subjektive Verhaltensweisen. Dazu zählen „Naschhaftigkeit“, „Gefühlskälte“, „Besuch schlechter Lokale und Gesellschaften“, „Frechheit“, „Trotz“, „Auflehnung gegen Eltern, Lehrer oder Dienstgeber“ oder auch „übertriebene Eitel-

keit“, „Putzsucht“ und „Abenteurertum“ (S. 54). Die Diagnosen bilden eine Mischung aus kleinbürgerlich-katholischem Ressentiment gegenüber dem Proletariat und einer „Psychopathie“, in der sich Aus- und Nachwirkungen von Austrofaschismus und Nationalsozialismus deutlich zeigen, der zufolge die Diagnosen sich nicht am Kindeswohl orientieren, sondern an diffusen Bildern und Vorstellungen einer „Volksgemeinschaft“. So bieten die Befunde der Beobachtungsstation keine Grundlage für therapeutische oder pädagogische Behandlung, sondern sie ist ein Hort von „Dauerzurechtweisungen und Strafen“ (S. 295). Das Jugendwohlfahrtsgesetz hat, wie der Beitrag von Steffen Aurora (vgl. S. 362 ff.) zeigt, diese Praktiken rechtlich gestützt, und bis heute bieten die Jugendschutzgesetze der Bundesländer keinen wirksamen Kinderschutz. Ähnlich ist die Lage für Menschen mit Behinderung, wie ein Einblick in den Alltag des St.-Josefs-Instituts in Mils um 1980 und die Geschichte der Behindertenhilfe in Tirol von Sascha Plangger und Volker Schönwiese zeigen (vgl. S. 327 ff.).

Hegemonie beschreibt eine Form von Herrschaft, die nicht nur von „oben“ ausgeübt, sondern von „unten“ mitgetragen wird. Die Denkmuster und Praktiken, durch die Herrschaft reproduziert und ausgedrückt wird, haben sich tief in die Bevölkerung eingegraben. Einerseits war zwar weitgehend unbekannt, was sich in den Heimen tatsächlich abspielte und welche Kinder aus welchen Gründen in Heime eingewiesen wurden, andererseits sind die Namen der Heime und die damit verbundenen Vorstellungen von „schlimmen“ Kindern bis heute im Alltagsbewusstsein weiter Teile der Bevölkerung verankert. Das Interview mit Margret Aull zeigt die Anstrengung der Reflexion, um den scheinbar natürlichen gewalttätigen Alltag eines Erziehungsheimes mit anderen Augen zu sehen.

Heimerziehung in Tirol erweist sich als System struktureller Gewalt: Kindern und Jugendlichen wurden systematisch Lebensmöglichkeiten vorenthalten. Dies ist vor unseren Augen geschehen, und wenn man den Blick auf andere Fürsorgeeinrichtungen lenkt, dann gibt es keinen Grund davon auszugehen, dass unsere Gesellschaft totale Institutionen abgeschafft hat. Hegemonie erzeugt vielmehr neue Unsichtbarkeiten. *Im Namen der Ordnung* von Horst Schreiber ist modellhaft für die Reihe *transblick*, in der das Buch erschienen ist. Schreiber richtet den Blick auf „Phänomene und Verhältnisse, die wenig beachtet oder im Dunkeln gehalten werden“. Sie entziehen sich unserem Blick, weil wir (zu) nahe an ihnen und ihrer Macht sind.